

DIE FACKEL

Nr. 76

WIEN, ANFANG MAI 1901

III. JAHR

Das Abgeordnetenhaus hat sich neulich mit dem § 64 des Strafgesetzes befaßt. Der sozialdemokratische Dringlichkeitsantrag, ihn aufzuheben, ward von Herrn Pernerstorfer begründet, der nachträglich in einer tatsächlichen Berichtigung erklärte, er habe seine Rede erst zwischen $\frac{1}{2}$ 8 und 9 Uhr morgens vorbereiten können und er hätte sonst gescheiter gesprochen. Bei längerem Nachdenken wäre Herr Pernerstorfer vielleicht darauf gekommen, daß es weder angezeigt noch dringlich ist, den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses den Schutz zu entziehen, den ihnen der § 64 gegen ihre Tadler bietet, und daß die Vorgänge der letzten Wochen höchstens die Frage nahelegen, ob man den Erzherzogen nicht auch einen gesetzlichen Schutz gegen taktlose Lobredner gewähren sollte. Nur in einer Hinsicht geht zwar nicht der § 64 St.—G., aber doch seine Auslegung zu weit. Und es ist dankenswert, daß im Abgeordnetenhaus darauf hingewiesen wurde, daß die österreichische Rechtsprechung — nicht etwa das österreichische Recht — ein Verbrechen der Ehrfurchtsverletzung auch gegen *tote* Mitglieder des kaiserlichen Hauses kennt. Wenn das Mißverständnis, dem die bezüglichen Urteile entsprungen sind, nicht schon viele Monate Kerkers gekostet hätte, so müßte man es wohl als eines der heitersten bezeichnen, das jemals die grammatikalische Unwissenheit der Juristen verschuldet hat. Die Richter dachten, was von allen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gelte, gelte auch von den toten. Ein totes Mitglied sei eben ein Mitglied und außerdem noch tot, so gut wie ein weibliches Mitglied ein Mitglied und außerdem ein Weib ist. Die Grammatik aber lehrt, daß es eine Reihe von Attributen gibt, die dem Begriffsinhalt des Hauptwortes nichts hinzufügen, sondern ihn vielmehr verringern oder gänzlich aufheben; so ist z. B. ein »ehemaliger Gymnasiast« überhaupt kein Gymnasiast mehr, sondern vielleicht schon Hofrat, und ein »zukünftiger Minister« ist nicht bloß derzeit noch kein Minister, sondern wird es vielleicht auch niemals werden. Ein »angeblicher Doktor« ist kein Doktor, und ein »scheinbarer Widerspruch« kein Widerspruch. Ebenso unzweifelhaft ist aber auch ein »totes Mitglied« kein Mitglied. Der Jurist weiß wohl, daß Attribute, wie die erwähnten — man nennt sie, vom lateinischen *privare*, *privative* Attribute —, unter Umständen von rechtlicher Bedeutung sein können. Aber solche Rechtsfolgen müssen ausdrücklich in Gesetzen oder Verordnungen ausgesprochen sein. Das »scheinbar betrügerische« Vorgehen eines Geschäftsmannes gibt mir nur deshalb das Recht, ihn *mündlich* — aber nicht in der Presse — des Betrugers zu beschuldigen, weil das Strafgesetz ausdrücklich den Wahrscheinlichkeitsbeweis bei mündlichen Ehrenbeleidigungen als exkulpierend bezeichnet. Der »ehemalige Oberst« müßte, falls er kein eigenes Vermögen hat, verhungern, wenn bloß die Bezüge der Obersten geregelt wären und nicht besondere Vorschriften für Pensionisten bestünden. Da aber das Strafgesetz von den toten Mitgliedern des Kaiserhauses nicht ausdrücklich spricht, hat es sie auch nicht geschützt. Wäre jedoch der Schluß, dem zufolge »verstorbene Erzherzoge« noch immer

Erzherzoge sind, richtig, so würde wenigstens dem Erzherzog Franz Ferdinand, an den bei der jüngsten Parlamentsdebatte über den § 64 zunächst gedacht wurde, gar nicht der Schutz dieses Paragraphen gebühren: als »zukünftiger Kaiser« müßte er dann auch des Schutzes teilhaftig werden, der durch den § 63 dem Kaiser verbürgt ist.

* * *

Die Herren Dr. Ludo Hartmann und Dr. Julius Ofner haben jüngst an den Verwaltungsgerichtshof das Ansinnen gestellt, die Gesetzlichkeit einer §—14—Verordnung zu prüfen. Der Verwaltungsgerichtshof wies sie mit stiller Heiterkeit und mit einer ernsthaften juristischen Begründung ab. Er war offenbar zu höflich, um die Vermutung auszusprechen, daß die beiden Herren wohl niemals eine §—14—Verordnung zu Gesicht bekommen haben. Wer einer solchen einleitende Worte: »Auf Grund des § 14 ... *finde Ich anzuordnen*« liest und an ihrem Schlusse die Unterschrift »Franz Joseph m. p.« erblickt, muß es doch, selbst wenn er auch mit dem Verfassungsrecht Wunderwerke der sozialen Technik zu schaffen beehrte, für ausgeschlossen halten, daß ein Gerichtshof im Namen des Kaisers das Urteil fällen könnte, der Kaiser habe zu Unrecht was immer angeordnet, zu Unrecht einem Gesetze die Sanktion erteilt und das Ministerium beauftragt, es allsogleich durchzuführen und die Beschlüsse der beiden Häuser des Reichsrates, die in normalen Zeiten die Voraussetzung der Sanktionerteilung sind, diesmal nachträglich einzuholen. Ob das Ministerium den kaiserlichen Auftrag übernehmen durfte, darüber hat — wie jedermann in Österreich weiß — nicht der Verwaltungsgerichtshof, sondern der Staatsgerichtshof zu entscheiden; und jedermann weiß auch, daß bloß ein Drittel aller Abgeordneten und noch einer das Vorgehen der Regierung zu billigen brauchen, weil nur mit Zweidrittelmajorität die Einsetzung des Staatsgerichtshofes beschlossen werden kann. Die Herren Dr. Hartmann und Dr. Ofner wußten sogar noch mehr: wenn die Regierung sich nicht sicher fühlt, so dachten sie, dann braucht sie ja das Parlament gar nicht einzuberufen, und jegliche kaiserliche Verordnung hätte dann auf unbestimmte Zeit hinaus Gesetzeskraft. Aber gerade darum müsse man versuchen, ihre Gesetzlichkeit vor Gericht anzufechten. Und als die Herren vor dem Verwaltungsgerichtshof erfuhren, daß das aussichtslos sei, waren sie tief niedergeschlagen. Demnach kann man ja, so jammerte Herr Dr. Hartmann in der 'Zeit', in Österreich einen Staatsstreich machen, und es gibt nicht einmal einen richterlichen Schutz dagegen! Eine höchst betrübliche Wahrheit. Sogar der Geschichtsdozent Hartmann muß zugeben, daß die Weltgeschichte kein k. k. österreichisches Gericht ist. Aber er mag sich damit trösten, daß sie sich auch mit keines anderen Landes Justiz identifiziert. Wenngleich die Justiz den Arm sieht, der zum Staatsstreich ausholt, ihr Schwert kann nicht auf ihn niedersausen; und sie vermag auch die Wunden nicht zu heilen, die der Staatsstreich schlug. Staatsstreiche und Revolutionen: davor können in keinem Lande die Gerichte den friedlichen Bürger schützen. Österreichische Gerichte haben zwar wiederholt erklärt, die Revolution vom Jahre 1848 sei eine »ungesetzliche Handlung« gewesen, und sie haben den Preßstaatsanwälten zugestimmt, die Lobpreisungen der Revolution als Gutheißungen einer ungesetzlichen Handlung konfisziert hatten. Aber man kann hierin keinen richterlichen Schutz gegen Revolutionen erblicken. Höchstens wird man aus diesen Rechtserkenntnissen schließen dürfen, daß die Preßstaatsanwälte verpflichtet gewesen wären, auch jene offiziösen Blätter, die die Ministerpräsidenten

Thun, Wittek und Koerber bei der Erlassung von §—14—Verordnungen priesen, zu konfiszieren.

* * *

Jacob Burckhardt bemerkt einmal in seiner Griechischen Kulturgeschichte, man denke immer nur an die stolze Freude der olympischen Sieger und vergesse das tausendfach größere Leid der gewaltigen Schar der Unterlegenen. Ähnliches gilt auch vom politischen Leben unserer Tage. Die Männer, die in der Wahlschlacht zu Anfang des Jahrhunderts siegten und stolz in das Haus am Franzensring einzogen, werden beneidet und bewundert. In St. Pölten liest man sogar, wie wir neulich erfuhren, vier Seiten lange Berichte über die Reden eines dort gebürtigen Abgeordneten namens Voelkl, und man würde daselbst, wie Herr Voelkl stolz erklärte, auch noch längere Berichte gern lesen und es dem Wackeren nicht verübeln, wenn er noch längere Reden hielte. Die St. Pöltener müssen es wohl begreifen, daß Herr Voelkl sich von seinen christlichsozialen Gegnern höchstens zum Reden, aber niemals zum Schweigen bringen läßt; die Christlichsozialen sollten nicht glauben, so hat er neulich einem von ihnen in offener Parlamentssitzung zugerufen, daß *sie allein* dumm und frech sein dürfen. Kurz, Herr Voelkl, um dessen Existenz noch kürzlich niemand wußte, ist heute ein berühmter Mann. Aber ebenso rasch, wie ein provinzieller Spießbürger zu Ansehen gelangt, werden andere vergessen, deren Namen ehemals auf aller Lippen schwebten. Ein ehemaliger Abgeordneter, der nicht wiedergewählt wird! Er erhält meistens nicht einmal den Trost, daß sein Abgang einen unersetzlichen Verlust bedeute, und er mag, wenn er sich in die Wandelgänge des Abgeordnetenhauses noch hineinwagt, die Reporter, die ihn früher aufsuchten, mit seinem Nachfolger angelegentlich konversieren sehen, während ihm niemand von der Presse mehr zuhören will. Die ärgsten Qualen aber durchlebt nicht der Mann, der im Wahlkampf besiegt wurde, sondern jener, der gar nicht zugelassen ward, weil die eigene Partei ihn nicht mehr kandidierte. Ein Prozeß gegen Herrn Hofrat Kareis, den einstigen Erwählten der Leopoldstadt, dem Herr Vogler das Mandat raubte, hat uns kürzlich einen Blick in die gemarterte Seele des Ausgestoßenen tun lassen. »Um meinen Schmerz zu überwinden und mich geistig zu sammeln, fuhr ich nach Italien«, erzählte Herr Kareis; vorher habe er freiwillig auf das Mandat verzichtet. Freiwillig, ach!, wie Shakespeares zweiter Richard auf die Königskrone. Aber Italien half Herrn Kareis nicht. Er kehrt zurück, er sieht einen Wähler, der einst sein Vertrauter gewesen und dann zu Vogler abgefallen, und kann sich nicht mehr halten. Vergessen ist, daß er einst Abgeordneter war, daß er noch Hofrat ist; er will nichts mehr sein als der Mensch, der seinen natürlichen Trieben freien Lauf läßt, das prügelnde Tier. Und indem er den Gegner bläut und beschimpft, fühlt er endlich seine Seele erleichtert. Das ist die einzige Rettung für den Besiegten: seine Wut zu entladen und anderen Böses zu tun. Nur die Form der Rache ist nicht bei allen zurückgewiesenen Wahlbewerbern gleich. Die meisten sind raffinierter als Herr Kareis. Man denke nur daran, daß z. B. Herr Pernerstorfer, weil ihn die Wiener—Neustädter Arbeiter einst durchfallen ließen, jahrelang ihre Wiener Genossen durch Theaterkritiken geärgert hat, bis man ihm mit verzweifelter Anstrengung zu einem neuen Mandat verhalf.

* * *

Der Rabbiner Bloch und der Mechaniker Schneider sind die eifrigsten Liebhaber und die größten Kenner des Talmud, dem sie auch beide die gleiche Bedeutung für ihre jüdischen Mitbürger zuschreiben. Überzeugt, daß die jüdische Moral auch heute noch die im Talmud gelehrt sei, sind sie nur darüber uneins, ob der Talmud das verworfenste oder das moralischste der Bücher sei. Jenes haben, wenn man Herrn Schneider glaubt, die größten Rabbiner behauptet; dieses ist, wie Herr Bloch unermüdlich nachweist, die Meinung der angesehensten christlichen Gelehrten. Und so stehen denn die Juden in Wien entweder auf der tiefsten oder auf der höchsten Stufe der Moral. Daß Herr Schneider sie herunterzureißen bemüht ist, wäre freilich nicht allzu unbequem, wenn nicht gleichzeitig Herr Bloch mit allen Kräften strebte, sie emporzuheben. So aber weiß sich die Judenschaft ihrer beiden Bedränger kaum zu erwehren. Sie vermag Herrn Schneider nur zu antworten, daß die Vorschriften, die er aus dem Talmud zitiert, dort gar nicht stehen, und Herr Bloch muß sie bedeuten, daß sie sich um die von ihm gepriesenen Talmudvorschriften längst nicht mehr kümmert. Mag Herr Bloch auch, wie er es kürzlich in seiner 'Österreichischen Wochenschrift' getan hat, eine Abhandlung »über die Handelsmoral« zitieren, in der ein Professor Hilty die handelsrechtlichen Bestimmungen des Talmud rühmt: unsere Börseaner, die auch auf das österreichische Handelsgesetz wenig Wert legen, fragen bei der Festsetzung der Usancen sicherlich nicht nach dem Talmud. Dort heißt es, wie Professor Hilty behauptet, daß zwei Arten von Getreide nicht miteinander vermischt werden sollen. Und Herr Schwitzer wird gern bestätigen, daß dieses Verbot einem Verbot des ganzen Getreideterminhandels gleichkommt. Es bleibt also den Besuchern der Fruchtbörse nichts anderes übrig, als entschlossen dem Talmud abzuschwören oder sich damit zu trösten, daß Professor Hilty den Talmud mißverstanden hat. Was er als handelsrechtliche Bestimmung ansah, war wohl nichts anderes als eine Mahnung zur Logik, eine Warnung, nicht »Kraut und Rüben« durcheinanderzumischen. In den Köpfen müssen die Getreidearten hübsch geschieden sein, das ist wohl auch die Meinung des klugen Börseaners: was nützte es ihm, Grütze im Kopf zu haben, wenn andere nicht Stroh im Kopfe hätten und sich ausbeuten ließen?

* * *

Herr Hofrat Poeschl, der die staatliche Aufsicht über die Wiener Effektenbörse handhabt, ist der Börse sicherlich wohlgesinnt, aber er scheint ihr Wesen zu verkennen. Seit Jahr und Tag erneuert er immer wieder seine Versuche, das Börsengeschäft mit Moral zu durchtränken, und jedesmal tut dann die Börsenkammer seine Vorschläge zwar höflich, aber ziemlich kurz ab. Noch ist es unvergessen, wie kläglich Herrn Poeschls Aktion gegen den »Schnitt« scheiterte, und schon unternimmt es der optimistische Beamte, gegen die Privatspekulationen der Börsensensale aufzutreten. Freilich heißt es im Börsengesetz, daß die beeideten Makler keine Geschäfte für eigene Rechnung machen dürfen. Aber diese Verpflichtung ist eben nur durch den Eid geheiligt, den die Herren beim Antritt ihrer Stellungen leisten, während die tatsächliche Übung, daß die Sensale die kühnsten Spekulanten sind, durch die viel wirksamere Börsentradition geheiligt ist. Diese Tradition verlangt auch, daß die Sensale, wenn einer der Ihren seine Spieldifferenzen nicht bezahlen kann, ihn ausgleichen, und wenn sich kürzlich ein Sensal dennoch insolvent erklären mußte, geschah's nur, weil der Mann schon allzu oft binnen kurzer Frist die Hilfe seiner Kollegen in Anspruch genommen hatte. Herr Poeschl nun scheint bei dieser Gelegenheit zum ersten mal gehört zu haben, daß Bör-

sensensale spekulieren, und will solchen Eidbruch in Zukunft verhindern. Die Börsenkammer hat ihm einstweilen keine Antwort erteilt. Aber anstatt ihn mit ein paar höflichen Phrasen abzuspeisen, sollte sie ihn lieber auf das Memorandum verweisen, das sie dem Finanzminister v. Böhm—Bawerk überreicht hat. Hofrat Poeschl kann doch nicht im Ernst glauben, daß eine Börsenkammer, die vor kurzem so herzbrechend über die geringen Wettumsätze an der Wiener Börse jammerte, jetzt dazu behilflich sein wird, eine zahlreiche und sehr kapitalkräftige Spekulantengruppe, wie es die beeideten Makler sind, von Geschäften auf eigene Rechnung abzuhalten. Ebenso gut könnte er von der Börsenkammer verlangen, daß sie gegen die spekulierenden Bankdirektoren auftrete. Herr Poeschl scheint eben die einfache Wahrheit noch immer nicht zu erkennen: daß man die inkorrekten Geschäfte an der Wiener Börse nicht unterdrückt, weil die korrekten allein beiweitem nicht zahlreich genug wären, um den Bestand eines eigenen Effektenmarktes zu ermöglichen. Wenn politische Gründe es notwendig machen, daß Österreich eine eigene Börse habe, dann muß es eben eine unmoralische Börse haben.

* * *

Der Generalsekretär—Stellvertreter der Wiener Produktenbörse, Herr Dr. Alexander Horovitz, ersucht mich festzustellen, daß seine Sachverständigenaussage bei der in Nr. 74 erörterten Strafverhandlung vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt in den Blättern entstellt war. Seine Ausführungen hätten bloß den Sinn gehabt, »daß es vorkomme, daß Börsenagenten ohne strikten Auftrag lediglich auf Grund unverbindlicher Äußerungen von Firmen einen Warenkäufer oder Verkäufer ausfindig zu machen sich bemühen, um sohin den Geschäftsabschluß zu ermöglichen, und daß auch in solchen Fällen, also auf Grund eines erst zu erwartenden Geschäftsabschlusses, mitunter Firmen solchen bekannten und auf ihren kärglichen Verdienst angewiesenen Agenten die Provision ganz oder teilweise ausbezahlen, in der Erwartung, daß es den fortgesetzten Bemühungen des Agenten gelingen werde, das Geschäft zustande zu bringen.« Ich zweifle nicht, daß Herr Dr. Horovitz den Sinn seiner Aussage richtig wiedergibt und daß die Gerichtssaalberichterstatter ihn mißverstanden haben. Bedauerlich ist es aber, daß auch der Richter — wie das Urteil beweist — ihn mißverstanden. Und in jedem Falle bleibt aufrecht, was mich neuerlich zu einer Kritik des Urteils veranlaßt hat, daß durch richterlichen Spruch die Börsenusancen über das Strafgesetz gestellt wurden.

* * *

Der unmäßige Antialkoholismus scheint auf die Gehirntätigkeit des Menschen ebenso ungünstig einzuwirken wie der Alkohol. Der Kongreß, der neuerlich in unserer Stadt tagte, hat immerhin den praktischen Erfolg gehabt, daß man eine ganze Reihe bedauernswerter Opfer jener Bewegung kennen lernen und die typischen Verfallserscheinungen, die ein durch Jahre fortgesetzter Genuß einer fixen Idee gezeitigt hat, studieren konnte. In diesem Sinne waren uns natürlich auch die publizistischen Helfer des Antialkoholiker—Kongresses willkommen. In der 'Zeit' hat sich ein Herr Dr. M. Hirschfeld, Arzt in Charlottenburg, zum Worte gemeldet, dem man das Bestreben anmerkt, alles Schlechte auf dieser Welt, folglich auch die lex Heinze dem Alkohol aufs Kerbholz zu setzen. Ohne uns den Zusammenhang von Trunkenheit und Prüderie näher zu erklären, schreibt er den tiefsinnigen Satz hin: »Wenn Menschen das Natürliche anstößig, das Nackte unanständig vorkommt, so trägt

die chronische Alkoholisierung großer Bevölkerungsschichten hieran mehr Schuld, als man gewöhnlich annimmt.« Herr Dr. Hirschfeld begnügt sich aber nicht mit der Versicherung, daß der Enthaltene der Sittlichkeitsseuche gegenüber immun ist. Wichtiger scheint ihm selbst der Nachweis, daß auch allen anderen Infektionskrankheiten der Trinker eher anheimfällt als der Feind des Alkohols. Man möchte nun meinen, daß dies eine längst beglaubigte, statistisch tausendmal erhärtete Tatsache ist. Aber Herr Dr. Hirschfeld hält es nicht für überflüssig, sie noch mit einem schlagenden Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit zu belegen. »Der Einzige«, ruft er, »welcher bei den Wiener Pestfällen mit dem Leben davon kam, Dr. Pöch, war total abstinent.« Man wird zugeben, daß ein solcher Gedankengang nur in einem sehr vorgerückten Stadium von Antialkoholismus möglich ist. Der Wiener Laboratoriumspest sind drei Menschen zum Opfer gefallen; Dr. Müller wäre, hätte er sich nicht bei der Reinigung des Krankenzimmers infiziert, am Leben geblieben, und weder ihm noch dem Diener und der Wärterin, die starben, hat damals irgend jemand Trunksucht nachgesagt. Herrn Dr. Hirschfeld ist bloß bekannt, daß Dr. Pöch — außer ihm kamen noch zwei Nonnen mit dem Leben davon — enthaltsam ist. Wahrlich, eine Statistik, die ihresgleichen sucht! Aber taktisch klug ist es nicht, in einer Zeit, da es die Trunksucht zu bekämpfen gilt, die erschreckenden Wirkungen des Antialkoholismus zu zeigen.



WITZBLÄTTER

Die Verurteilung des Eigentümers der 'Pschütt—Caricaturen' gibt mehreren Lesern Gelegenheit, Klagen über die durch keines Staatsanwaltes Arme zu dämmende Witzblattseuche anzustimmen. Ich werde aufgefordert, mich eingehender mit den kolorierten Pestbeulen der Wiener Journalistik zu befassen. Aber ich fühle mich stark genug, der Verlockung zu widerstehen. Die Wiener Witzblätter verunglimpfen, hieße sich einen Einfluß auf die erotischen Funktionen der Wiener Kaffeehausbesucher anmaßen. Und das liegt mir, wie jeder »Eingriff ins Privatleben«, ferne. Die politische Presse hat nicht Dienerin, sondern Erzieherin der Menge zu sein; sie ist angriffswürdig, wenn sie ihr Geschäft besser als ihre Kulturmission wahrnimmt und Pöbelinstinkten zu willfahren beginnt. Die illustrierte Witzpresse bleibt in ihrem Geleise, wenn sie die Pöbelinstinkte ausnützt; sie darf geistig nicht höher gestimmt sein als der Leser, dem sie Bedürfnisartikel ist. 'Pschütt—Caricaturen', 'Bombe', 'Humorist', 'Caricaturen', 'Wespen', 'Kleines Witzblatt' usw. sind so ekelhaft, wie es ihr Publikum verlangt, nicht ekelhafter als ihr Publikum. Erfreulich ist, daß das Absatzgebiet dieser völlig humorfreien und zumeist sudelhaft hergestellten Presserzeugnisse von Jahr zu Jahr schmaler wird, traurig, daß noch immer das Kaffeehaus, das heimische wie das norddeutsche, die Domäne des Geistes bildet, der sich selbst »pschütt« nennt. Seit zwanzig Jahren hat sich der Inhalt dieser Literatur nicht geändert. Die Typen, die dem Nachtleben von einst entnommen waren, sind ausgestorben, aber die alten Klischees werden noch immer verwendet, und die unkünstlerisch hergestellten Zeichnungen veranschaulichen uns noch immer den an einem Buffet charmierenden Leutnant, den Herr Köystrand vor Jahren beobachtet hat, noch immer die auf dem Sofa

lungernde Lebedame, hinter der eine »Wurzen« steht, Rauchwolken ringelnd und die Chancen eines Seebades erwägend. Der Text ist jedesmal erneuert, aber er dreht sich nach wie vor um den galanten Geschäftsbetrieb.

Auch viele Pariser Witzblätter sind obszön, aber man weiß, daß an diesen wirkliche Künstler des modernen und mondänen Illustrationsgenres tätig sind. Unsere Witzblätter sind nur gemein und albern in Wort und Bild: nichts als Fachblätter für die Interessen der Prostitution im redaktionellen wie im Annoncentheile. Und es läßt sich leider nicht in Abrede stellen, daß man in Deutschland 'Caricaturen' und 'Bombe' nach wie vor als die Repräsentanten der Wiener Literatur und des wienerischen Geistes betrachtet und allwöchentlich mit Ungeduld erwartet. Da mangelnde Grazie in erotischen Dingen der norddeutschen Art immerhin nicht fernliegt, so setzt die hohe Meinung, die man in Berlin von den Wiener Witzblättern hat, eher den norddeutschen als unseren Geschmack herab. Und es ist nicht jene beleidigende Sympathie für das Österreichische, jenes hochmütige Ergötzen an inferiorer »Gemütlichkeit«, das sonst den Ton norddeutscher Gastfreundlichkeit bestimmt. Bismarck freilich, der die Mitarbeit der ausgesuchtesten Dummköpfe Österreichs an den 'Hamburger Nachrichten' mit Wohlgefallen sah, mochte es zufrieden sein, daß den Deutschen die die Berliner Kaffeehäuser überschwemmende Witzbelletristik als das untrügliche Spiegelbild österreichischen Lebens galt. Aber uns kann es zur Genugtuung gereichen, daß die Norddeutschen dort noch immer Grazie und Feschheit sehen, wo wir längst nichts anderes mehr als Ekel und Langeweile empfinden, daß die Berliner Lebewelt sich reinen Herzens heute noch an einer Sorte von »Pikanterie« erquickt, über deren Monotonie und Widerwärtigkeit der gute Geschmack bei uns längst schlüssig geworden ist. Es bedarf nur mehr eines solidarischen Vorgehens der Cafétiers, die einfach den Mut haben müßten, sich eine Ersparnis von mehreren Jahresabonnements zu gönnen: sie können bei der Erziehung ihres Publikums nur profitieren. Es ist noch immer ein erquicklicherer Anblick, ergraute Sektionschefs auf der Stadtbahn sich in die Lektüre des 'Kleinen Witzblatt' vergraben als im Kaffeehause am Sonntag junge Haustöchter einander die 'Pschütt—Caricaturen' entreißen zu sehen.

* * *

Eine in unseren Kaffeehäusern häufig verlangte »pikante Lektüre« ist jetzt das Amtsblatt der 'Wiener Zeitung'. Ja, es hat geradezu Aussicht, den durch die Verurteilung ihres Verlegers ohnehin gefährdeten 'Pschütt—Caricaturen' den Rang abzulaufen. Und der Staatsanwalt ist dem Blatte gegenüber auffallend tolerant. Bei einiger Konsequenz müßte er die Rubrik »Konfiskations—Erkenntnisse« rundweg konfiszieren. Keine andere Zeitung dürfte es wagen, so dicken Unflat in ihren Spalten aufzuspeichern, wie das Amtsblatt der 'Wiener Zeitung'. Da werden jetzt in Österreich an allen Ecken und Enden Ansichtspostkarten mit obszönen Bildern konfiszieren. Nun möchte man meinen, daß, was im Bilde begraben ward, im Worte nicht auferstehen sollte. Die Staatsanwälte denken anders. Sie müssen ihr Herz ausschütten und, was sie schauernd geschaut, der aufhorchenden Welt erzählen. Ihre sittliche Entrüstung verlangt Worte, und da ihre Feder ungeschickter ist als der Stift des Zeichners, so ist ihre Entrüstung obszöner als das Bild. Darum ist es gar nicht einzusehen, warum die Gerichte, wenn sie es schon notwendig finden, die Beschlagnahme jeder einzelnen zotigen Ansichtskarte zu signalisieren, es nicht vorziehen, in der 'Wiener Zeitung' statt der beschreibenden Worte Reproduktionen der konfiszieren Bilder erscheinen zu lassen. Wie ungraziös schwein-

igelt doch so ein Staatsanwalt! Da werden mir die »Verfügungen über Druckschriften« zugeschickt, aus denen ich ersehe, daß das Ober—Landesgericht Lemberg, ddo. 29. Jänner 1901, D VII 25/1, 425, »näher bezeichnete« Ansichtspostkarten verboten hat. Man mag die Konfiskationspraxis billigen, die Konfiskationsgrammatik wird man unter allen Umständen verwerfen müssen.

Der sittenstrenge Zensor, dem sogar entblößte Hände schon ein Greuel sind, leistet sich die merkwürdigsten Satzgebäude. Von der »in gebogener Stellung auf einem Fauteuil Wäsche zusammenlegenden Frauengestalt« kann man sich noch eine Vorstellung machen, aber die »über die Ellenbogen entblößten Hände und Brüste« geben schon zu denken. Bis über die Ellenbogen entblößte Brüste! Es muß entsetzlich sein. Vielleicht empörte den Herrn Zensor aber die niederträchtige Gymnastik, welcher die Postkarten—Weiber fähig sind. Eine liegt mit »entblößten Armen auf dem Kanapee« (wo sie die Beine hat, wird nicht gesagt) und hält einen Spiegel in den »entblößten Händen«. Die andere ist gar eine »hinter den Kopf in den Becher Champagner gießende Frauengestalt«. Die Luderchen gehören ins Panoptikum. Eine »mit entblößten Händen, Brüsten und rechtem Fuße mit der linken Hand einen neben ihr stehenden Mann am Kopfe haltende Frauengestalt« leistet jedenfalls Bemerkenswertes. Noch Geschickteres zeigt jedoch eine Karte, »die auf grünlichrotem Grunde einer Treffkarte zwei mit entblößten Brüsten, Händen und *über die Knie entblößten Füßen* stehende Frauengestalten und in ihrer Mitte (!) einen beide umarmenden Mann darstellt«. Die Geschichte ist nicht klar, aber sie muß *jedenfalls* unanständig sein. Selbstverständlich war deshalb auch die Karte mit der Darstellung einer »mit entblößten Brüsten und Händen tanzenden Frauengestalt« — das Tanzen mit den Brüsten kann ich mir zwar nicht recht vorstellen — und der »mit heruntergelassenem rechten Fuße am Sessel sitzenden« Person amtlich zu beanstanden. Wie leicht könnten unvorsichtige Nachahmerinnen sich bei den Versuchen, ähnliches zuwege zu bringen, weh tun. Ich erwähne übrigens nur noch, daß der Zensor Damen kennt, die mit dem »rechten *Fuße* auf dem Kanapee zu *knien*« verstehen, mit der rechten ans Knie des rechten *Fußes* gestützten *Hand* einen Becher am *Munde* halten« und mit einer »weißen Bedeckung am Kopfe stehen « ...

* * *

»Überbrettl zum rasenden Jüngling« hatte es ursprünglich heißen sollen. Der rasende Jüngling aber ward aus der Wiener Leopoldstadt verschrieben, Feinliebchen, das mit ihm tanzte, war eine Tochter Libussas und sah aus, als ob sie kochte — aber nicht von innerer, künstlerischer Glut —, und ein Herr aus Brünn, dem etwa Krakauer als unerreichtes Vorbild gelten mag, machte zum Spiel die Musik. Selbst Herr v. Wolzogen begriff, daß die Sache nicht recht dionysisch sei. Er steckte den rasenden Jüngel und sich selbst in das philiströse Biedermeierkostüm, versprach, das Publikum seiner Singspielhalle für wenig Witz durch viel Behagen zu entschädigen, und ließ das Unternehmen als »Buntes Theater« protokollieren. In Berlin soll's einen Bombenerfolg gehabt haben: Snobs, die innerlich gute Berliner und äußerlich bloß schlechte Europäer sind, wähten sich in Pariser Kabarett verpflanzt, schwelgten in ein paar Zötchenliedern und sahen im Philistertum der meisten Produktionen nur eine satirische Kontrastwirkung zu den prickelnderen Genüssen; der brave Berliner Bürger aber war ehrlich entzückt, wenn Männchen — kling, klang, gloribusch — sich wie ein Pfau vor Weibchen drehte, und Herr Oscar Straus im braunen Frack mit Goldknöpfen galt ihm so gut als echter Biedermeier, wie er ihm, wenn er eine rote Jacke mit Goldverschnürung

anzöge, als echter Zigeuner gelten würde. Herr v. Wolzogen ist ein politischer Kopf; er erkannte, als er sein Repertoire in Berlin abgespielt hatte, welcher Nutzen sich aus den freundlichen Beziehungen zwischen Berlin und Wien ziehen lasse, und übersiedelte in das Wiener Carltheater. Hier hat jetzt; das deutsch—österreichische Bündnis von Wiener und Berliner Schmocktum eine Woche lang Orgien der Begeisterung entfesselt; dem geschmackvolleren Zuhörer, der vom »Bunten Theater« naiv eine Veredelung des Varietés erwartet haben mag, war's nach einer halben Stunde zu bunt. Aber das Stammpublikum der Leopoldstädter Bühne glaubte der Versicherung des Herrn v. Wolzogen, daß die bisher im Goldschnittkäfig eingeschlossene deutsche Lyrik jetzt zum erstenmal ins Volk — und sei's auch nur das gewisse Volk des Carltheaterparketts — hinausflattere, und auch in der Wiener Presse hat es natürlich Leute gegeben, die nicht ahnten, wie leichte Schwingen des Gesanges längst Brahms und Hugo Wolf, Richard Strauß und manche Jüngere den Liedern lebender deutscher Lyriker geliehen haben. Man hat uns freilich gesagt, das »Bunte Theater« wolle nicht mit der Kunst rivalisieren, sondern bloß die Erzeugnisse eines musikalischen Kunstgewerbes darbieten, die jedermann zugänglich seien. Aber nirgends kann man es besser wissen als in Wien, wie bar jeden Sinnes das Schlagwort vom musikalischen Kunstgewerbe ist; hier, wo Lanner und Johann Strauß im kleinsten Walzer ein Kunstwerk geschaffen haben, brauchte man auf die Quincailleries der Wolzogen'schen Bühne sicherlich nicht anzustehen. †

*

Detlev Freiherr v. Liliencron, der starke Dichter, hat sich für die stumpfe Teilnahmslosigkeit, die ihm das deutsche Volk entgegenbrachte, furchtbar gerächt: er zeugte Herrn Otto Julius Bierbaum.

* * *

Die 'Wiener Allgemeine Zeitung' gilt ihren Freunden als das fortschrittlichste Wiener Blatt, weil sie allen anderen Blättern stets um zwölf Stunden voraus ist und am Abend jeden Tages schon das Datum des nächsten trägt. Ihre Feinde, die ihr den Spitznamen »Rabbinerblatt« verliehen haben, meinen freilich, die 'Wiener Allgemeine Zeitung' halte bloß an der rabbinischen Zeitrechnung fest, die mit dem Abend den folgenden Tag beginnen läßt. Und sie sei auch in allen anderen Dingen ebenso konservativ wie in der Zeitrechnung. Man kann dieser Behauptung kaum widersprechen, wenn man ab und zu auf die letzte Seite des Blattes blickt. Hier sind alle Neuerungen streng verpönt, und den Leser packt, wenn er die Theaterzettel mit den Besetzungen früherer Jahrzehnte betrachtet, Empörung und Wehmut über den Verfall des Wiener Theaters. So zeigte der Theaterzettel der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 3. Mai 1901 gelegentlich der Reprise von Shakespeares »Richard II.« im Burgtheater die Besetzung, die dem Burgtheaterpublikum einst das edelste der Königsdramen teuer machte. Die 'Wiener Allgemeine Zeitung' nimmt keine Notiz davon, daß Sonnenthal die Rolle des Heinrich Bolingbroke an Herrn Hartmann abgeben mußte, sie ignoriert vollkommen die Entlassung des Herrn Kutschera und der Frau Lewinsky aus dem Verband des Burgtheaters und läßt jenen den Heinrich Perey, diese die Herzogin von York spielen. Ja, ihre Liebe zum Alten ist stärker als der Tod, und sie führt nicht nur Herrn Rüden in ein flüchtiges Episodendasein zurück, sondern entrückt auch Herrn Robert aus den Todesschatten ins Rampenlicht, wo er wieder den königlichen Richard mimt, damit ihn nicht Herr Kainz zum Schalksnarren stemple. Herr Salten, der Redakteur des Theaterteils der 'Wiener Allgemeinen Zeitung',

möchte — so vermuten wohl die Leser seiner Feuilletons — die Veränderungen, die Herr Schlenther in der Rollenverteilung vornimmt, ungeschehen machen, und er wollte wieder einmal, wie er es schon so oft getan hat, zeigen, wie er selbst als Burgtheaterdirektor ein Stück besetzen würde. Aber am nächsten Tag erfuhren diese Leser, daß bloß ein Irrtum den Abdruck des alten Theaterzettels verschuldet habe, und sie wurden jetzt eben so verstimmt wie jene, die sogleich die Unabsichtlichkeit gemerkt hatten. »Der in unserer gestrigen Nummer abgedruckte Burgtheaterzettel« — so schrieb die 'Wiener Allgemeine Zeitung' am 4. Mai — »war bedauerlicherweise nicht korrigiert worden. Es ereignet sich *leider öfter*, daß die Theaterzettel von lange nicht gespielten Stücken die alte Besetzung aufweisen, und meist ist es — wie im vorliegenden Falle — aus technischen Gründen nicht möglich, den Irrtum richtigzustellen«. Daß »leider öfter« in der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' falsche Theaterzettel stehen, ist richtig, und die Anhänger eines Blattes, das es doch auch in größeren Dingen mit der Wahrheit nicht genau nimmt, dürften sich schwerlich daran stoßen. Aber welches die »technischen Gründe« sein sollten, die die Korrektur eines Theaterzettels verhindern, ist unbegreiflich. Und das Geständnis dieses technischen Mangels könnte der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' leicht ihre treuesten Anhänger entfremden. Denn wer bürgt diesen dafür, daß dort, wo schon die Korrektur von Theaterzetteln unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, die weit schwierigere Korrektur des Kurszettels an jedem Tage richtig erfolgt? Wie leicht könnte es einem ahnungslosen Börsenspieler geschehen, daß er in der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' einen hohen Kurs der Alpinen—Montan—Aktien verzeichnet findet, flugs Auftrag erteilt, am frühesten Morgen zu verkaufen, und nachträglich erfährt, daß leider öfter der Kurszettel vom vorigen Jahr abgedruckt werde! Und nächstens heißt es vielleicht einmal unter »Todesfall« in der Lokalrubrik: »Der Spekulant N. las gestern die 'Wiener Allgemeine Zeitung', in die durch ein technisches Verschulden ein veralteter Kurszettel aufgenommen war, und stürzte beim Anblick der Rubrik 'Prager—Eisenindustrie—Aktien', in der der Kurs 900 stand, vom Schlag getroffen, zusammen. Der Bedauernswerte hatte vor wenigen Tagen einen großen Posten Prager Eisen zum Kurse von 1800 gekauft und wähnte, als er den Kurs 900 sah, der seinerzeit — ein seltsames Spiel des Zufalls — Gulden und daher just 1800 Kronen bedeutete, sein ganzes Vermögen verloren. Die Familie des Verstorbenen hat, wie wir erfahren, gegen die 'Wiener Allgemeine Zeitung' die Strafanzeige wegen fahrlässiger Tötung erstattet.«

* * *

Der Redakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt', Herr Robert Franceschini, ist gestorben, und er ließ, wie der sprachgewandte Herr Edgar v. Spiegel sich ausdrückte, »eine unersetzliche Lücke« zurück. Die Unersetzlichkeit jedes Journalisten, der gebildet ist und deutsch schreiben kann, ist ja ein Dogma, das unsere liberale Presse so bescheiden ist, mit Feuereifer zu verkünden. Und in der Hoffnung, das Publikum werde zu diesem Dogma bekehrt, die Exzesse eines talentlosen journalistischen Nachwuchses mit Fassung über sich ergehen lassen, sieht sie sich auch wirklich nicht getäuscht. Aber das 'Neue Wiener Tagblatt' muß wohl eine ganz besonders geduldige Leserschaft haben. Denn schon am zweiten Tage nach Franceschinis Tod ließ man in der bisher von ihm verwalteten Rubrik, dem Fragekasten, dem Fürwitz von Untergymnasiasten freien Spielraum. Ein Leser, der vielleicht, weil jeder Journalist bei uns Herr Doktor genannt wird, der Meinung ist, daß jeder Journalist La-

tein kann, hatte um die Bedeutung eines lateinischen Sprichworts gefragt. Ihm ward im 'Neuen Wiener Abendblatt' vom 6. Mai auf der dritten Seite die folgende Belehrung:

J. M. in Lemberg: »Omnia munda mundis« bedeutet: »Widme Alles der Welt«, oder im übertragenen Sinne: »Widme Alles dem Gemeinwohl.«

Latein: ganz ungenügend! Aber der Herr, der dem Lemberger Abonnenten antwortete, muß wohl eine Lateinklasse besucht haben, denn er weiß offenbar, daß »mundus« auch »die Welt« bedeutet. Nur war er sicherlich, als er in die zweite Klasse kommen sollte, bereits gescheit genug, um einzusehen, daß es wichtiger ist, die Welt kennen zu lernen, als zu wissen, wie sie auf lateinisch heißt. Hätte er gar noch die dritte Gymnasialklasse durchgemacht, so wüßte er heute auch, daß die Welt auf griechisch »kosmos« heißt. Aber was sollte ihm das nützen? Höchstens könnte es dann geschehen, daß er eine unglückliche Leserin des 'Neuen Wiener Tagblatt' belehrte, kosmetische Mittel seien weltliche Mittel und wohl zu unterscheiden von den geistlichen, die — von spiritus, der Geist — Spirituosen genannt werden. Für alle Fälle aber sei beiden Herren aus Lemberg — jenem, der noch dort ist, und dem andern, der schon in der Redaktion des 'Neuen Wiener Tagblatt' sitzt — mitgeteilt, daß »Omnia munda mundis« eigentlich so viel bedeutet wie: »Dem Reinen ist alles rein.« Wollte das 'Neue Wiener Tagblatt' sich zu dieser Deutung des Sprichwortes etwa mit Rücksicht auf seinen Inseratenteil nicht bekennen?

* * *

Die anlässlich einer Polemik in Nr. 53 der 'Fackel'¹ gebrachte Bemerkung, daß Herr Sigmund Bergmann ein gewiß nicht ganz sauberer Herr sei, bezog sich lediglich auf die vorausgegangene Polemik, und es hatte diese Bemerkung auf die persönliche oder geschäftliche Ehrenhaftigkeit des Herrn Sigmund Bergmann keinen Bezug.

* * *

Zwei bürgerliche Blätter haben anlässlich der Maifeier der Verbrüderung zwischen liberaler Bourgeoisie und Arbeiterschaft auf ihre Weise Ausdruck geliehen. Das 'Extrablatt' schrieb: »Einerseits hat das Bürgertum zu seiner angenehmen Überraschung erfahren, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit Hunnen, Awaren und Anarchisten nichts zu tun hat, und läßt am 1. Mai Türen, Fenster und Läden offen. Ja es feiert zum Teile den Arbeiterfeiertag mit, zieht mit den Arbeitern in den Prater, fraternisiert mit den Proletariern und *Proletarierinnen* und befreundet sich mit deren *legitimen* Bestrebungen.«

Nun, »legitime« Bestrebungen werden am besten durch den Inseratenteil des 'Neuen Wiener Tagblatt' verwirklicht, wo die Bitte um ein »ehrbares Wiedersehen« noch nie ungehört verhallt ist. Und so konnte man denn schon am 3. Mai die folgende Annonce lesen:

»Eisvogel. Jene reizende, brünette Dame mit dem feurigen Augenpaar wird inständigst um ein ehrbares Wiedersehen gebeten.«

1 # 04

So befreundet sich bei uns das Bürgertum mit den legitimen Bestrebungen der Sozialdemokratie.

* * *

Herr Bahr und die Sezession

»Die Litteraten seien wohl nützlich für das Logische und Chronologische, das Graphische und Biographische, für das Eintragen des Festgesetzten; vor dem Gegenwärtigen, sofern es als *neu* oder *überraschend* erscheine, ständen sie in der Regel *unproductiv* und *rathlos*, und die ersten Stichworte müßten immer von den Künstlerkreisen ausgehen und seien daher meistens *parteiisch*, welche Parteilichkeit von den Litteraten, nachdem die erste Kopflösigkeit überwunden, weiter ausgesponnen werde ... «

Gottfried Keller, »Der grüne Heinrich« (III., 151).

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Professor A. Forel, Chigny pres Morges. Den ethischen und hygienischen Wert Ihrer Bestrebungen verkenne ich keineswegs, und wenn Ihre Propaganda für die totale Abstinenz viele wenigstens zur Mäßigkeit bekehrt, soll es niemanden mehr freuen als mich. Gleichwohl mag ich Ihre Erwiderung auf den Artikel in Nr. 74 der 'Fackel'¹ nicht zum Abdruck bringen. Den Grundsatz »*audiatur et altera pars*« machen Sie, wie mich dünkt, mit Unrecht geltend. Der andere Teil ist ja längst gehört worden. Wer die 74. Nummer der 'Fackel' zur Hand nahm, hatte eine Woche hindurch die ausführlichen Berichte der Tagesblätter über die Verhandlungen des Antialkoholkongresses gelesen. Und der wesentliche Inhalt Ihrer gegen die 'Fackel' gerichteten Ausführungen ist dort bereits vorgetragen worden. Die mehr scherzhafte Nennung Bismarcks und Goethes in dem Artikel der 'Fackel' über den Antialkoholkongreß ist wohl von Ihnen irrig aufgefaßt worden. Sie sollte nur den Übertreibungen entgegenzutreten, wonach selbst ein mäßiger Alkoholgenuß auf lange Zeit hinaus die geistige Potenz herabsetze. Jene Männer müßten ja sonst im ewigen Alkoholdusel gelebt haben. Aber gewiß sollten sie hier nicht als Musterbeispiele für starkes Trinken gepriesen werden. Den von Ihnen zitierten Ausspruch Bismarcks: »Bier macht dumm, faul und impotent« wird der Leser sicherlich richtig zu deuten wissen: man solle lieber Wein als Bier trinken. Und Goethes Aussprüche über den Weingenuß, die Sie erwähnen, beweisen nichts anderes, als daß auch Goethe sich zu dem Grundsätze bekannte, der an dieser Stelle neulich empfohlen ward: den Geboten der eigenen Konstitution horchen und gehorchen! Wenn Goethe im Jahre 1808 schrieb: »Wir leben in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch was den Wein betrifft«, so hat eben auch der Sohn des weinfrohen Rheinlands im sechzigsten Lebensjahre seinem Körper nicht mehr zugemutet, was er in jüngeren Jahren ohne Beschwerde vertrug. Und nur den Alkoholgenuß, den der Trinker selbst als anormalen empfindet, verpönt Goethe in dem anderen Ausspruch, den Sie zitieren: »Gesetzt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Konstitution wäre nicht so fest und vortrefflich und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung sei-

1 # 01

ner Szenen nötige Produktivität sicher sehr häufig stocken und oft wohl tageslang gänzlich mangeln. Wollte er nun etwa durch geistige Getränke die mangelnde Produktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Szenen, die er auf diese Weise gewissermaßen forciert hätte, zu ihrem großen Nachteil anmerken.« (Gespräche mit Eckermann 1828.) Nur darf auch nicht vergessen werden, in wie viel schärferen Worten Goethe das Kaffeetrinken und das Rauchen verdammt hat. Wenn der Dichter des Faust schon — es war nicht meine Meinung — als Autorität in hygienischen Fragen gelten soll, dann dürfen ihn wenigstens die Führer der Wiener Antialkoholbewegung, die im stärksten Kaffee— und Tabakgenuß Ersatz für die Freuden des Alkohols suchen, sicherlich nicht zu ihren Gunsten anrufen.

Antizionist. Sie schreiben mit Beziehung auf den ersten Artikel in Nr. 71:

»Bisher wurde ich in Österreich und in Deutschland immer ausgelacht, wenn ich betonte, daß Herr Herzl, der spiritus rector der 'Neuen Freien Presse' und daß in diesem Blatte überhaupt die Wiege des Zionismus zu suchen ist. Ein Journalist sagte mir einmal in Wien: »Aber hören Sie mir auf! Sämtliche Redakteure der 'Neuen Freien Presse' sagen doch jedem, der es hören will, daß Herzl ihr Blatt kompromittiere!« Nunmehr ersehe ich aus Ihrem Artikel, daß der Zionismus der 'Neuen Freien Presse' sogar schon gerichtsordnungsmäßig festgestellt ist. Wie schade, daß Sie nicht einen Schritt weiter gingen! Sie hätten ganz ruhig die Vermutung, wenn nicht Behauptung, aussprechen können, daß die 'Neue Freie Presse', ohne das Wort Zionismus in den Mund zu nehmen, seit Badenis Zeiten und besonders seit Goluchowskis Amtsantritt auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nichts anderes tue, als durch sehr zweckentsprechende Lancierungen und Artikel jeder Art dem Zionismus den Boden vorzubereiten. Die eigentlichen Hintermänner dieser Bewegung sitzen in Wien, nicht, wie man wähnt, in London. Aber sie halten sich genau so im Hintergrund wie die 'Neue Freie Presse'. Sonst gelänge es ihnen ja auch nicht, die maßgebenden Faktoren des Auslandes für die Sache zu gewinnen. Als der deutsche Kaiser 1898 (wo es schon losgehen sollte) zionistischerseits so sehr in den Vordergrund geschoben wurde, ahnten nur wenige, wer der eigentliche Macher ist. In Wien weiß es heute noch keiner; denn wer würde hier auf die Vermutung kommen, daß die gesamte auswärtige Politik Österreich—Ungarns, nicht bloß die orientalische, auf den Zionismus zugeschnitten sein könnte? Hier glaubt man noch immer, der Zionismus sei Herzl, und hält die 'Neue Freie Presse' für eine Gegnerin Herzls, die ihm nur das Feuilleton eingeräumt habe. Man merkt gar nicht, daß die Feuilletonredaktion bloß eine Maske sein könnte. Da haben Sie endlich Bresche gelegt, und dazu gratuliere ich.«

Verbindlichen Dank, aber ich glaube, Sie sehen zu schwarz und im Schwarzgelben das Gelbe zu stark betont. Ich wollte nur durch die scherzhafte Zitierung der Entscheidung des Obersten Gerichtshofes in Sachen des »Krone für Zion«—Inserates die deutschen Parteien warnen, die jetzt dicker denn je mit der 'Neuen Freien Presse' tun. Immerhin scheinen Sie als Kenner der Bewegung zu sprechen, und wenn Sie mit dem »eigentlichen Macher« am Ende Herrn Doczi meinen, nicht zu weit vom Ziele zu schießen. Bekannt ist übrigens, daß Graf Badeni einen Versuch gemacht hat, sich des Herrn Herzl

zu bedienen, um die 'Neue Freie Presse' für die Sprachenverordnungen günstig zu stimmen. Aber an dem ehernen Deutschtum des Herrn Bacher mußten alle philosemitischen Kaptivierungsversuche scheitern. Das hinderte freilich nicht, daß alle anderen politischen Redakteure der 'Neuen Freien Presse' ständige Mitarbeiter der zionistischen 'Welt' wurden, für die sie seit Jahren unter den verschiedensten Pseudonymen Beiträge liefern. Deutsch SCHREIBEN müssen sie weder in der 'Welt' noch in der 'Neuen Freien Presse'; aber dort brauchen sie wenigstens nicht deutsch zu FÜHLEN.

Aktionär. Warum Herr v. Taussig sich gegen die Volleinzahlung der Aktien der Bodencreditanstalt sträubt, die doch aus den Reserven leicht erfolgen könnte? Sie vergessen, daß die Tantiemen jetzt nach dem Reingewinn bemessen werden, der nach Abzug der fünfprozentigen Zinsen von 24 Millionen Kronen erübrigt (120.000 Aktien zu 200 fl. Nominale, mit 50prozentiger Einzahlung), während bei Volleinzahlung der Aktien die fünfprozentigen Zinsen von 48 Millionen Kronen vorweg abzuziehen wären, folglich die Tantiemen bedeutend geschmälert würden. Und sie betragen doch auch jetzt nicht mehr als 650.000 Kronen.

Löbl. Redaktion des 'Arbeiterwille' in Graz. Wenn Sie es in Zukunft sich durchaus nicht versagen können, Notizen der 'Fackel' nachzudrucken, so möchte ich wenigstens um Angabe der Quelle bitten. Ihr »Bruderblatt«, die 'Arbeiter—Zeitung', hat kürzlich an dem Beispiele des 'Neuen Wiener Journal', das die 'Frankfurter Zeitung' zu plündern pflegt und in dem Briefkasten dieses Blattes öffentlich zurechtgewiesen wurde, die Verwerflichkeit der journalistischen Methode illustriert, bei der die Schere alles bis auf die Quelle ausschneidet. Nur, um Sie nicht in Widerspruch mit publizistischen Parteiansichten sich verstricken zu lassen, richte ich diesen Appell an Sie. Sonst lasse ich die kleinen Diebe in der Regel laufen. Da erscheint z. B. in Favoriten ein Revolverblatt, das einem sicheren Lochay—Buresch gehört. Der Mann lebt seit zwei Jahren davon, daß er ganze Seiten der 'Fackel' einfach ausschneidet und sich höchstens die Mühe nimmt, da und dort statt »ich« »wir« zu sagen. Das muß er anstandshalber, da ja jetzt wirklich ZWEI dasselbe schreiben. Ich habe neulich einen Ausweis von Spenden für den Pensionsfonds der Concordia veröffentlicht. Herr Lochay—Buresch sagt deshalb: »Der Zufall läßt UNS in den Besitz eines Dokumentes kommen ... « Welch ein Zufall, der zugleich zwei Menschen beglückt! ... Ich habe mir die Freude an dem harmonischen, allwöchentlich seit Jahren betriebenen Diebstahl noch nie durch eine Strafanzeige gegen den Wackeren stören wollen.

Musiker. Wie es kommt, daß Herr Bahr neuestens auch über Operetten referiert? Er hat in früheren Jahren freilich wiederholt — wenn ich nicht irre, auch in der Einleitung zu einer Sammlung von Aufsätzen über Hugo Wolf — bekannt, daß er gänzlich unmusikalisch ist. Aber in der Wiener Presse ist es ja herkömmlich, daß die Literaten, mögen sie auch farbenblind sein, über Malerei und, wenn sie taub sind, über Musik urteilen. Auch die ständigen Wiener Musikreferenten sind ja fast durchwegs unmusikalisch und beweisen durch das ewige Aufstöbern von Reminiszenzen nichts anderes, als daß ihnen die Fähigkeit mangelt, gründliche Verschiedenheiten bei oberflächlichen Ähnlichkeiten zu erkennen. Dafür fehlt wieder den Herren, die nur gelegentlich einmal musikalische Aufführungen zu rezensieren haben, die Gabe, die ältesten Melodien aus einer ungewohnten Begleitung herauszuhören. So konnte es geschehen, daß anlässlich der Produktionen des Berliner Überbrettel die zusammengelauschten Kompositionen eines Herrn Oscar Straus hohes Lob ernteten. Herr Bahr ist übrigens sicher kompetent, die einzige wahrhaft außerordentliche musikalische Leistung des »Bunten Theaters« zu beurteilen: Die Ef-

fekte, die Herr v. Wolzogen auf der Reklametrommel zu erzielen weiß, müssen selbst dem Wiener Meister der Reklame Bewunderung abnötigen.

Besucher des Überbrettel. Die liberale Presse, so behaupten Sie, lobte Herrn Oscar Straus, weil er ein Verwandter des ihr nahstehenden Gemeinderats Stern ist? Das war doch schwerlich ausschlaggebend. Man feiert in Herrn Straus den würdigen Repräsentanten des »Concordia«—Wien im Auslande. Und als Herr v. Wolzogen seinen Kapellmeister mit den Worten vorstellte: »Sie sehen es ihm schon an der Nase an, daß er ein Wiener ist«, da nickte Herr Julius Bauer zufrieden. Er, dem man in Wien die Abstammung aus Raab nicht vergessen kann, weiß jetzt, daß man ihn wenigstens in Berlin für einen Wiener hält.

Habitué. Die Referate der 'Neuen Freien Presse' über das Jubiläumstheater sind wortkarg, wiewohl sie von einer FRAU geschrieben werden. Das glauben Sie natürlich nicht. Und dennoch ist es so. Fragen Sie nächstens den Billeteur, wo der Kritiker der 'Neuen Freien Presse' sitzt, und Sie werden seinen Platz von FRAU SCHÜTZ eingenommen finden. Seit Herr Herzl, wie man mir mitteilt, einst in der Redaktion erklärt hat, er verachte den Juden, der die Schwelle des Jubiläumstheaters betritt, schickt Herr Schütz, aus Glaubenseifer und damit die Referentensitze in der Familie bleiben, seine Frau. Selbst Herr Bahr nimmt an der legeren Art, in der der Kritiker der 'Neuen Freien Presse' sein Amt auffaßt, Anstoß. Bei der »Tantalos«—Premiere sagte er zu einem Kollegen: »Schütz ist auch heute nicht da? Das übersteigt doch die Grenzen des Erlaubten!« Es wäre gar nicht übel, wenn Herr Bahr dem Beispiel folgte und sich bei Premieren des Deutschen Volkstheaters durch seine Frau vertreten ließe. Ganz abgesehen vom besseren Deutsch, wäre das Problem der »Inkompatibilität« beinahe aus der Welt geschafft.

Literaturhistoriker. Herrn Alfred Kerr in Berlin, dem verzogenen Liebling der Grazien aus der Fichtegasse, gebührt also nicht einmal das Verdienst, das Wort crudel—schön (siehe Nr. 73 ¹) geprägt zu haben. Denn dies Wort findet sich schon in Ferdinand Raimunds »Barometermacher auf der Zauberinsel« (I., 2.), wo Quecksilber, da er der Nymphe Lidi ansichtig wird, ausruft. »Himmel, was ist das für eine crudelschöne Person!« Freilich ist es dort humoristisch angewendet, und Herr Kerr ist immerhin der erste Schriftsteller, der es im ernstesten Sinne gebraucht hat ².

A. B. Nach vorhergehender Anmeldung am besten Nachmittag.

Lady M. und vielen anderen. Nachträglich meinen Dank für die freundlichen Worte anlässlich der Vollendung des zweiten Jahres.

Leser. Es war offenbar der Börsenwöchner, der neulich im Leitartikel der 'Neuen Freien Presse' den Satz niederschrieb: »Schon als dem Prinzen Schwarzenberg landwirtschaftliche Bedenken gegen das ungelegte Ei der Kanäle aufstiegen, war Grund für ihn vorhanden usw.« Nun teilen Sie mir ergänzend mit, daß gegenwärtig im Repertoire der Budapester Orpheumgesellschaft der Vers vorkommt: »Die Hebamme heißt Madame Meier — und der Dienstmann legt keine Eier.« Und da wir schon bei diesem Thema sind, verdient auch der Satz Erwähnung, der am 1. Mai in der 'Neuen Freien Presse' zu lesen war: »Man hat Beispiele von BEAMTEN und Frauen aus gesunden Gegenden, welche, in kretinöse versetzt, KINDER GEBÄREN, die Kretins wurden.« Da hat man's nun. Unsere Frauen, sie gebären, unsere Beamten tun es auch. Aber der Kretinismus der Nachkommenschaft hängt hier nicht immer mit der Gegend zusammen.

1 # 09 Literat

2 Heft 35 # 21 Leserin

Herrn Handelsminister Baron Call. Ist es Ew. Exzellenz bekannt, daß die armen Postmanipulantinnen jetzt unter vermehrter Arbeitslast seufzen müssen, da sie zu ihren sonstigen Agenden auch noch den Verkauf der CONCORDIALOSE (bekannt unter dem Namen Revolverlose) übernommen haben? Ist Ew. Exzellenz geneigt, die staatliche Förderung privater Schnorrzwecke zu verbieten und dem preßfreundlichen Hofrat oder Sektionschef, der die Prostitutionierung eines k. k. Amtes bewilligt hat, einen Verweis zu erteilen?

Der Herausgeber bittet die Verspätung der vorliegenden Nummer zu entschuldigen und kann, da er seit einiger Zeit leidend ist, auch das pünktliche Erscheinen der nächsten Hefte nicht zusichern.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.